

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 12

Artikel: Rheinische Landschaft und Leute
Autor: Taube, Otto Freiherrn v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rheinische Landschaft und Leute

von Otto Freiherrn v. Taube

Daß die «klassische» Rheinlandschaft sich auf das Stromtal von Bingen und Rüdesheim bis hinab nach Koblenz und Ehrenbreitenstein beschränkt und daß von da ab bis zum Eintritt des Rheins in die Ebene seine Ufer trotz mancher landschaftlicher Köstlichkeiten die Eigenart des oberen Talabschnitts nur in abgeschwächtem Maße zeigen, weiß in Deutschland so ziemlich jedermann, da so ziemlich jedermann das Rheinland bereist hat und selbst flüchtigste Fahrt jenen Eindruck zurückläßt. Er verstärkt sich beim Fußwandern: von der Mündung der Nahe bis zu der der Mosel, vom Niederwald bis zum Einfluß der Lahn sieht das Auge sich in einer besonderen Landschaft, die, mit den Erinnerungsbildern der Außenwelt verglichen, sich von allen anderen Landschaften – deutschen wie nichtdeutschen – unterscheidet, in sich selbst betrachtet jedoch, trotz allen Reichtums an Einzelzügen und deren immer wechselnder Verbindung, sich von einigen wenigen großen Gesetzen beherrscht zeigt; die rheinische Landschaft hat so viel Stil, soviel Ordnung, daß sie den Schauenden oft nicht wie eine Naturansicht, sondern als das Werk eines zwar übermenschlichen, doch nach Vernunft schaffenden Künstlers anmutet. «Wie römisch!» rief vor ihr ein heute berühmter italienischer Dichter aus, freilich mit dem Zusatz: «und wie deutsch!»

Daß die übliche «Rheinromantik» den Unbefangenen heute so sehr empört, kommt daher, daß sie unwahr ist, daß sie das einfache Bild der rheinischen Großartigkeit verwirrt und verniedlicht, daß sie es fälscht und an Stelle bescheidener Empfänglichkeit vor Schönem die Wallungen des eigenen Busens setzt; die übliche Rheinromantik lebt ja noch heute von Geist und Gesinnung Heinrich Heines. Gewiß strotzen die beiden Ufer des Stromes von Burgen, die – eine jede – als Denkmäler einer gestorbenen Zeit unsere Romantik anregen, so daß ihrer viele aus falscher Romantik zu gräßlichen Spielbehausungen des XIX. Jahrhunderts verunstaltet worden sind. Aber nicht die einzelne Burg bestimmt die Rheinlandschaft, sie wird weit mehr bestimmt von der Regelmäßigkeit, mit der an den Windungen des Stromes auf Felsvorsprüngen geeignete Stellungen für Burgen erscheinen und aus-

genutzt worden sind. So wenig das Auge ein Bild vom Rosenkranze erhält, wenn es nur an den einzelnen Perlen haftet, begreift es den Adel der rheinischen Gesamtlandschaft, wenn es nur Türme und Trümmer, Ortschaften, benannte Felsen und sonstige Einzelheiten sich einprägt, mögen sie auch wirklich ausgezeichnet sein.

Diese Landschaft nun läßt sich wohl kaum anders gewinnen als durch Erwandern, obwohl die falsche Rheinromantik gerade aus Zeiten stammt, in denen vorwiegend gewandert wurde. Aber man liebte damals unklare Schwärmen, liebte in allem nur sich selbst zu sehen. Doch Eisenbahn und Kraftwagen führen zu rasch durch sie hindurch, als daß sie sich einem nachdrücklich aufprägen könnte, Eisenbahn und Dampfer betonen zu sehr die Ortschaften, die Haltestellen. Nur der Fußwanderer bleibt einer dauernden Wirkung dieser Welt ausgesetzt und merkt darum, daß das Rheintal nicht etwa eine Folge von Orten, Gasthöfen und Vergnügungsstätten ist gleich der Bannmeile einer Großstadt, sondern vorwiegend Land, Erde; nur der Fußwanderer merkt, daß auch hier die Siedelungen, so zahlreich und so städtisch sie auch seien, vom Lande getragen werden, daß auch hier das Land das Wesentliche, die Voraussetzung ist. Die klassische Rheinlandschaft läßt sich bequem in drei Tagen durchwandern. Bei Verteilung der Strecke auf diesen Zeitraum, kommen auf einen jeden Tag durchschnittlich 20 km; die erfordern einen reichlichen Morgen, den Nachmittag mag man zum Schlendern am Ufer, Erklimmen von Höhen, Baden und Betrachtung des Rastorts verwenden. Die Landstraße ist in der Frühe kaum belebt, doch selbst zu Stunden größten Verkehrs beschränkt sich dieser auf ihr Band; seitlich von ihm herrscht hier der Strom, dort der bewachsene oder kahle Fels, und der Natur, nicht des Geschäftes wegen – das weiß man – bewegen sich auch auf der Straße die Besten, jene Wanderer- und Radfahrerbrüder, unter denen es Sitte ist, sich zu grüßen, zu duzen und einander gegebenenfalls Teilnahme, gar Hilfe zu erweisen. Dies frohe Völkchen wie uns nimmt die Landschaft völlig in sich herein.

Die Grundbestandteile dieser Landschaft bestehen in der tiefen und geräumigen steilwandigen Schlucht und dem Strome, der ihren Grund in voller Breite einnimmt, nun aber sich nicht in weiteste Fernen verfolgen läßt, sondern nicht allzuweit vor einem um eine vorgebirgsartige Schrofie biegt und verschwindet, indes die dem Bogen folgende andere Talwand das Bild schließt. In diesem großartig begrenzten Raume malt über wenigen Grundfarben eine unendlich schimmernde, tonreiche Luft; nur um Mittag, die trockenste Tagesstunde, treten jene verhältnis-

mäßig unverschleiert hervor: das lautere Grün des Laubwaldes, in dem die Eiche überwiegt, rötliche oder braune Färbungen von Fels und Erde, vor allem eine an sich schon zarte, der Wirkung von Wasserfarben verwandte Tönung, die ununterbrochen umfangreiche Sehfelder deckt; das Mattgrün der Weinberge. Darüber nun legen die Luftschichten je nach der Ferne, je nach Stunde und Licht einen immer neuen Glanz. Frühlorgens, wenn die Sonne gerade die östlich abschließende Talwand da und dort schon überschritten hat, wo es oft noch aus weichgrauen oder perlmutternen Wolken niedernieselt, wo der Strom neben uns geschmolzenem Silber gleicht, und die angefeuchtete Straße vor uns einem geschwungenen schmalen zweiten Silberstreifen, ist das Wechseln von Licht und Schatten im Tale beinahe ein Wechsel von Weiß und Schwarz; so sammetig und kräftig wirft sich unter dem sonnenabsperrenden Vorsprung einer « Ley » das Dunkel über den Wasserspiegel und füllt zugleich die Luftschicht zwischen Höhe und Talsohle, während der Hintergrund vielleicht wieder silberig aufblitzt und Helligkeit die abschließende Talwand erleuchtet. Je höher die Sonne steigt und je mächtiger sie herrscht, desto blauer werden die Schatten, desto gelber die Lichter, ohne daß je die gemeinsame, farbenverbindende Lufttönung völlig gebricht. Sehr bald nimmt nach Mittag der Schimmer, der zuvor ein wenig nüchtern geworden, wieder zu, nun in entgegengesetzter Verteilung über den Ufern, bis der Abend ins dunkelblaue Tal mit Rosen- und Goldstaub einfließt und der Himmelsstreif über dem schattigen Grunde mit allem Feuchtigkeitsglaste so sehr prangt, als wäre er der Nordseehimmel Cuyps oder Tizians Lagunenhimmel. Und nun, diese gleichmäßig, doch stimmungsvolle Landschaft gliedernd, springen rechts wie links mit steilen Abstürzen die Schroffen – die Leye – vor, hinter deren jeder der nächste Hintergrund dank der breiteren Luftschicht verdoppelt farbig erscheint, schmiegen sich zu ihren Füßen betürmte bräunliche Ortschaften, ragen auf den Höhen die Burgen, im Lichte gelb leuchtend, im Schatten manchmal so aufgesogen, daß der Blick sie erst suchen muß, ehe er ihrer gewahr wird. – Großheit und Ernst der Gestalt durch Weichheit der Luft gemildert: *Maß*. Weder Süße noch Wildheit: *Heiterkeit*.

Wo die Rheinlandschaft liegt, weiß so ziemlich jedermann. So ziemlich niemand aber weiß, wo die Menschenart, die er unter « Rheinländern » versteht, zuhause ist. Als Kennzeichen dieser Menschenart pflegt man eben « Heiterkeit » anzuführen und als ihr Wohngebiet pflegt man « das Rheinland » zu nennen, worunter in der Regel die

preußische Rheinprovinz verstanden wird. Nun aber sitzen in ihr, auf verhältnismäßig engem Gebiete, so viele Menschenarten zusammen, wie das nur in Deutschland möglich ist, indes der stärkste gemeinrheinische Zug auch den Pfälzern eignet; hat doch Preußen binnen eines Jahrhunderts die rheinische Bevölkerung weniger geprägt als Frankreich nach der Revolution binnen zweier Jahrzehnte durch Austilgung der ständischen und damit der volksmäßigen Überlieferungen; nur in abgelegenen Gegenden bestehen sie fort. Was sonst am Rheine « volksmäßig » wirkt, ist Neubildung, nachdem dort eine Weile jedermann « citoyen », das heißt Einheitsmensch und Atom des Staates, gewesen. Da jedermann dabei auch « Monsieur » und « Madame » war, ist daraus Höflichkeit im Umgang erwachsen, da man aber dortzulande oft glaubt, vom Nebenmenschen nicht voll als « Monsieur » und « Madame » anerkannt zu werden, hat das auch Geltungsstreben und Unfreiheit, Mangel am selbstgenügenden Stolze gezeitigt. Wenn wir uns nun auf die preußische Rheinprovinz beschränken, so sind ihre Bevölkerungen je nachdem, ob sie im Stromtal oder im Hinterlande sitzen, ob sie dem rechtsrheinischen oder linksrheinischen Hinterlande benachbart sind, ob sie großstädtisch oder ländlich-kleinstädtisch leben, vor allem, ob sie zu den Niederdeutschen oder den Oberdeutschen gehören, grundverschieden. Die Bevölkerung rechts des Rheins hat die französisch-revolutionäre Prägung nicht über sich ergehen lassen; obgleich die Biebricher Wein bauen, gleichen sie den Binnennassauern, und die Düsseldorfer wirken allgemein norddeutsch, gar preußischer als die hannöverischen Niedersachsen. Im Moseltale sitzen, vom Weingenuß keineswegs leichter gemacht, derb wuchtende, ehrenfeste Bauern; « die Gscherten von hierzulande » sagen von ihnen bayerische Wanderer, so sehr fühlen sie sich von dieser Menschenart angeheimelt. Den Eifelbewohner kennzeichnet neben seiner Schwermut seine altväterische Herzenshöflichkeit, die an die der Bewohner unverdorbener Appennintäler erinnert; Philemon und Baucis fände man in jedem Eifeldorf. Der Aachener Großstädter hat aus der Eifelhöflichkeit unter Einwirkung galloromanischer Nachbarn etwas beinahe Überfeines werden lassen; er sucht das Hübsche und dürfte unter der netten Hülle eine gewisse trockene Schärfe bergen. Die Niederdeutschen des Rheinlandes, angeblich an der Ahrmündung beginnend, setzen sich gegenüber dem südlichen Oberdeutschen in Wirklichkeit bis zur Moselmündung durch und besiedeln nördlich das Tiefland bis zur niederländischen Grenze. Hier gibt es Bevölkerungen, denen man anmerkt, daß sie schon drei-

hundert Jahre zu Preußen gehört haben, wo die Alten stolz von Berliner und Potsdamer Gardedienstjahren erzählen. In diesem Gebiete liegt aber auch Köln, eine der ältesten deutschen Großstädte von eigenartigster Geschichte, eine Stadt, die eine besondere Menschenart heute noch ausbildet. Die Kölner wie auch die übrigen Niederrheinländer sind wie die meisten Norddeutschen mit vorzüglichem Verstande begabt, und, wenn auch musikalisch, verhältnismäßig amüsisch, doch gegenüber den rechtsrheinischen Norddeutschen wirken sie bereits niederländisch. Die Kölner, laut, lärmend, gern unflätig, gleichen den losgelassenen Holländern, wie wir sie von den alten Gemälden her kennen, die anderen den gemütlichen Holländern. Besteht der Kölner aus Wille, Verstand und Fleisch, aus Witz und Rüpelhaftigkeit, so hat der übrige Niederrheinländer ein gut Teil Herz und Gemüt und eine etwas umständliche, schwere, doch angenehm wärmende Höflichkeit. Auch findet man bei ihm häufig schöne Erscheinungen, wie sie dem Kölner Stadtbilde so erschrecklich fehlen: dort laufen statt der Männer auf Beinen Unterleiber herum mit Kugelköpfen; die Frauen aber sind nach Pferdekraften abzuschätzen.

Wenn Heiterkeit also schönes Maß in der Fröhlichkeit ist – als ihr Bild erscheint uns ja nicht ein Jan Steenscher Jahrmarkt, sondern der göttlich sanfte Frühlingshimmel – so darf man sie unter amüsischen Menschen nicht suchen, also nicht am Niederrhein, vor allem nicht in Köln trotz seiner gepriesenen Faschingfreuden, die von treffendem Witz und lauter Lust überquellen mögen. Derbheit, Schwermut, Schärfe widersprechen gleichfalls der Heiterkeit, so ist ihr Bereich weder im Moseltale, noch in der Eifel, noch in Aachen. Soweit die rheinische Heiterkeit nicht in dem Fremden geboren wird, der die Rheinlande bereist, und die Unbeschwertheit des Reisezustands widerspiegelt, ist sie Sondergut der Bewohner der klassischen Rheinlandschaft. Da prägt durch das Auge das heiter-schöne Bild die Gemüter; da auch nur ist der erheiternde Wein heimisch und Landesgetränk; am ausgeprägtesten aber ist diese Heiterkeit, scheint uns, linksrheinisch, wie auch der Wein dieser Seite leichter, zum Zechen mehr verführend ist als der gehaltvolle, würdige des gegenüberliegenden Rheingaus. Nicht so sehr an den Hängen des Taunus als an denen des Hunsrücks, im Segen der Frühsonne, gedeiht mit jener holdstimmenden Traube der liebenswürdige, einnehmende, schönheitsoffene Menschenschlag, dem seine Begabung und Anmut zum Hemmnis werden können, weil ihm alles so reichlich von selbst in den Schoß fällt, daß er der Arbeit an sich

selber und der Anstrengung entraten zu können meint. Aber wie wohl tut es doch uns vom Geiste der Schwere sonst so sehr unterjochten Deutschen, einmal unter Glücklichen zu weilen, Glücklichen, die oben-
drein noch als Spielart unseres Volkes unseren Herzen so viel näher sind als die Angehörigen all der beglückten Völker unter dem Süd-
himmel.